



it

Der  
schwarze

Horror-  
geschichten  
für schlaflose Nächte

Sog

insel taschenbuch 4873  
Der schwarze Sog



Dieser Band versammelt zeitgenössische und auch klassische Autorinnen. Manche von ihnen haben schon häufiger Gruselgeschichten verfasst, andere hier zum ersten Mal.

Sie heißen Claire Beyer, Tania Blixen, Paulina Czienskowski, Ellen Dunne, Annabelle Hirsch, Tatjana Kruse, Selma Lagerlöf, Almut Pape, Ilke S. Prick, Kristin Rübesamen, Eva Sichelschmidt, Miriam Stein und Bettina Wüdrich.

Sie erzählen von untreuen Pärchen, fleischversessenen Katzen, blutrünstigen Frauchen oder koreanischen Jungfrauengeistern.

Ihre Geschichten basieren auf nebenbei fallengelassenen Bemerkungen, verdrängten Emotionen oder auf tatsächlichen Mordfällen. Die meisten sind Originalbeiträge. Und allesamt führen uns hinab in die Abgründe der menschlichen Seele ...

# Der schwarze

Horrorgeschichten  
für schlaflose Nächte

# Sog

Insel Verlag

Erste Auflage 2021  
insel taschenbuch 4873  
Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2021

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Quellenverzeichnis am Schluss des Bandes.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagfoto: Magdalena Russocka/Trevillion Images, Brighton;

FinePic®, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68173-1

# INHALT

ANNABELLE HIRSCH, <i>Das Aquarium</i>	7
TATJANA KRUSE, <i>Sil-ben-tren-nung</i>	23
ELLEN DUNNE, <i>Beste Lage</i>	35
ILKE S. PRICK, <i>Dinner for one</i>	51
CLAIRE BEYER, <i>Der Fahrstuhl</i>	65
PAULINA CZIENSKOWSKI, <i>Mutter, Vater, Kind</i>	71
ALMUT PAPE, <i>Das Huhn</i>	87
KRISTIN RÜBESAMEN, <i>Die Hütte</i>	97
EVA SICHELSCHMIDT, <i>Besprochene Sache</i>	113
BETTINA WÜNDRICH, <i>Wanderlust</i>	129
MIRIAM STEIN, <i>Geisterstadt</i>	149
TANIA BLIXEN, <i>Der Affe</i>	171
SELMA LAGERLÖF, <i>Herrn Arnes Schatz</i>	193
Die Autorinnen	213
Quellenverzeichnis	221



ANNABELLE HIRSCH

# Das Aquarium

Am Anfang dachte ich, sie würden sich paaren. Der Hummer lag auf dem Rücken eines anderen Hummers und wälzte dessen Körper mit seinen großen, braunroten Scheren wild hin und her. Ich weiß nicht, wie Hummer sich paaren, beim Zusehen dachte ich: womöglich genau so. Etwas grob, viel zu eilig, nicht liebevoll, aber effizient. Immerhin. Doch dann passierte etwas Ungewöhnliches: Der passive Hummer lag nun auf dem Rücken, seine braunroten Scheren baumelten leblos über seinem Kopf, wie die einer bewusstlos getrunkenen Frau, da hievte sein Freund sich seitlich auf ihn und begann mit seinen Brustscheren auf ihn einzuhämmern. Er zog seine dünnen Arme ein und wieder aus, wie kleine Messer, die man unter seinem Mantel zückt, zielte präzise auf den Bauch und schlug zu. Einmal, zweimal, immer wieder, in kurzen, abgehackten Bewegungen. Er zwickte und kratzte, seine Fühler schlugen unkontrolliert, wie in schierer Ekstase in alle Richtungen aus, er hörte nicht auf, bis die Schale seines Freundes schließlich platzte. Ich hatte so etwas noch nie gesehen.

Im Fischgeschäft, das weiß ich natürlich, bindet man den Hummern ihre Scheren zu. Man legt ihnen eine Zwangsjacke an, so wie den Irren im Asyl, weil man weiß, dass sie die Nähe der anderen nicht ertragen. Die Promiskuität macht sie wahnsinnig, so hat man mir das einmal erklärt, sie können gar nicht anders, als zuzubeißen. Es ist ein Impuls, ein Überlebensreflex, sich retten, egal wie, sei es durch Mord. Ich kann

das bis zu einem gewissen Punkt verstehen. Die Anderen, die Nähe, das alles ist ja auch schwierig. Nur handelt es sich hierbei keineswegs um ein überfülltes Bassin in einer kalten Poissonnerie. Ganz im Gegenteil. Es ist ein hübsches Aquarium mit reichlich Platz, der Boden ist mit leuchtend weißen Kieselsteinen ausgelegt, in der Mitte sitzt ein Stein wie ein Felsen im Meer. Es gibt sogar eine Alge, sie wiegt sich mit den Bewegungen des Wassers sanft hin und her. Die Tiere sind hier nicht zu zwanzigst, sondern nur zu dritt, oder besser gesagt, sie sind zu dritt gewesen, bis das Liebesspiel der beiden sich als Tötungsakt entpuppte.

Der Dritte im Bunde hockt hinter dem Felsbrocken und bewegt sich kaum. Er guckt, als würde er sich für das Geschehen nicht sonderlich interessieren. Wahrscheinlich ist er eingeweiht, wahrscheinlich war all dies schon seit dem Morgen, seitdem sie hierherverfrachtet wurden, geplant. Ein Mord im Krustentier-Bassin. Schauerlich. Sein Kumpane sitzt noch immer auf dem Körper seines Opfers und reißt die Wunde nun noch weiter auf. Er schiebt die Schale wütend zur Seite, bis das Innere nach außen ragt, wie bei einer Frucht, und bohrt seine Scheren tief hinein. Er spickt kleine Stücke des Fleisches heraus, zupft und rupft immer hastiger, rüttelt an diesem toten Körper, zieht weiße Fetzen aus diesem Leib und wirft sie sich in sein hektisch auf und zu klaffendes Maul. Zwei winzige Messer schieben sich darin rein und wieder zur Seite, sie hacken das kostbare Gewebe kurz und klein. Es ist wirklich erstaunlich.

Niemand außer mir scheint etwas zu bemerken. Um mich herum klirren Gläser, Flaschen werden in Eiskübel geschoben, aus der Küche kommt ab und zu ein Zischen. Es wuchert ein Gemurmel durch den Raum, dicht und verwoben,

wie Efeu. Die Menschen lachen, kichern, für viele ist es der erste Restaurantbesuch seit langem. Sie lassen ihre Blicke geistesabwesend über das Aquarium gleiten, aber sie sehen nichts. Es ist ja noch nicht einmal Blut geflossen. Direkt hinter dem Bassin, auf der anderen Seite, scharft sich eine Familie im zweiten Raum um eine dieser beliebten Meeresfrüchte-Pyramiden. Ich kann sie durch das grünliche Wasser hindurch leicht verschwommen, wie durch ein kunstvolles Sfumato verschönert, erkennen. Sie haben sich fein gemacht, das sieht man richtig, haben ihr schönstes Poloshirt und ein elegantes Hemdkleid aus dem Schrank gezogen und sich sogar mal wieder richtig frisiert. Sie strahlen diesen Haufen toter Meeres-tiere an, als sei er ein singender Geburtstagskuchen. Als die Kellnerin es eben abgestellt hat, haben ihre dünnen Münder die Bewegungen eines »Oh« und eines »Mhhh« gemacht, ich glaube, auch eines »Fantastisch«, irgendeiner hat laut ausgerufen »endlich«, so als wolle er dem gesamten Restaurant beweisen, dass das Austernessen unter normalen Umständen durchaus zu seinem Alltag gehört und die Entbehrung einer Seelenqual nahekam.

Dass er nicht weiß, wie man es isst, tut offenbar nichts zur Sache. Er ertränkt das arme Vieh im Essig und kratzt mit seinem Messer in der Muschel herum, zieht sich den schleimigen Körper mit einem lauten Schlürfen in den Rachen. Ich ekle mich. Ich ekle mich oft, wenn Menschen so essen. Ich finde sie widerlich. Seinem Sohn geht das offenbar ähnlich. Er ruckelt schon seit Minuten nervös auf seinem Stuhl herum, springt nun plötzlich auf und rennt zum Klo. Auf dem Weg hat er das Weinglas einer alten Frau umgestoßen, doch weder der Vater noch der Rest der Gruppe bewegen sich. Sie sehen es gar nicht, sie sind zu sehr damit beschäftigt, ihre wieder-

gewonnene Freiheit, all das hier, so richtig zu genießen. Sie gönnen es sich. Selbstverständlich. Die arme Frau sitzt allein da und guckt etwas verdattert. Eben hatte sie sich noch ein haariges, mit Kratern überzogenes Bein einer Meerspinne zwischen die Zähne geklemmt, sie hatte daran genuckelt, bis der bräunliche Saft über ihr Kinn tropfte, jetzt tupft sie vorsichtig den Weißwein von der Tischdecke.

Ich würde den Mann gerne anschreien, aber ich weiß ja, so etwas tut man nicht. Es geht mich nichts an, wie andere Leute sich benehmen, das sagt mein Mann mir immer wieder. Jedes Mal, wenn ich mich über die Rüpelhaftigkeit meiner Mitmenschen echauffiere, mahnt er mich. Jeder sei für sich selbst verantwortlich, sagt er, man mische sich nicht in die Angelegenheiten fremder Leute ein, jeder lebe so, wie es ihm bequemt. Er hockt immer noch mit verschlossener Miene vor mir und studiert konzentriert die Speisekarte. Seitdem wir angekommen sind, hat er kein Wort mit mir gewechselt. Er ist wütend auf mich, das sehe ich an seinem angespannten Kiefer. Warum, weiß ich nicht. Wobei. Das stimmt nicht ganz, ich weiß es natürlich genau, nur scheint es mir noch immer ungerecht, ein wenig übertrieben. Eigentlich hätte dies hier ein schöner Abend werden sollen, der gelungene Abschluss eines gelungenen Ausflugs. Stattdessen liegt jetzt eine dunkle Wolke über uns, ein Gewicht, kalt und schwer wie eine Eisglocke. Sie lässt kaum Platz für Bewegung, wenig Luft zum Atmen. Ich würde sie gerne wegstoßen, sie hochheben, aber ich schaffe es nicht. Mein Elan bricht jedes Mal auf halber Strecke ab, ich sacke ein und resigniere. Die Stille nimmt den gesamten Raum ein, ich habe langsam den Eindruck, sie erdrückt mich.

Mir gegenüber bohrt der Hummer noch immer im Bauch seines Freundes herum. Er schabt den Körper regelrecht

hohl und leer. Das Spektakel fasziniert und erschreckt mich zugleich. Ich kann meinen Blick kaum abwenden. Ich frage mich, was wohl vorgefallen ist, wie es zu diesem verzweifelten Akt kam. Hat er seinem Opfer etwas vorzuwerfen oder hat er kaltblütig gehandelt? Wurde er von einem blutrünstigen Wahn ergriffen oder ist etwas vorgefallen? Irgendetwas, das dies hier erklären würde, das erklären würde, dass einer sich einfach so, eines schönen Abends, über seinen Partner hermacht. Vielleicht hat er ihm seinen Platz geraubt, ihn gedemütigt. Vielleicht, wer weiß, ist es aber auch einfach die Aussicht des nahenden Todes gewesen. Um sie herum liegen ihre Artgenossen in zwei geteilt und mit Butter betröpfelt auf blauweißen Tellern. Vielleicht ist es ein Protest, eine Art, uns zu sagen, wir fressen uns lieber gegenseitig, als in euren Bäuchen zu landen. Ich würde es so gerne begreifen, ihn gerne fragen. Dass das nicht möglich ist, ärgert mich.

Wir sitzen an einem schmalen Holztisch im ersten Raum dieses etwas altmodischen Lokals. Direkt neben uns liegt die Küche, schräg hinter uns der Eingang. Jedes Mal, wenn ein neuer Gast eintritt, weht mir ein kühler Windstoß in den Nacken. »Du hast es selbst vergeigt, also kannst du dich auch hierhin setzen«, hatte mein Mann gemeint und ohne zu zögern den anderen Stuhl, den mit dem Rücken zum Fischbecken, eingenommen. Freundlich ist das nicht, aber ich kann es ihm nicht verübeln. Es ist ja wirklich ein schlechter Platz, ein ungemütlicher Durchgang, alles andere als romantisch. Ursprünglich hatte ich an einem dieser runden Fenster sitzen wollen, dieser goldumrandeten Fenster, die aussehen wie Schiffsluken. Von dort aus sieht man auf das Meer und die Weite des Himmels, auf die drei rund herausstechenden Felsen, an denen sich Schaumwellen in regelmäßigen Abständen

abrollen und die Möwen laut in den Wind hineinschreien. An diesen Plätzen ist man zwangsläufig glücklich, so stelle ich mir das zumindest vor, einfach weil dort, wie man sagt, alles stimmt. Nur habe ich leider wieder einmal zu spät daran gedacht. »Wieder einmal«, das sagt er. Ich sei zu verträumt, zu abwesend, zu unbeteiligt, wenn es um die praktischen Dinge des Lebens geht, um die sogenannte Realität.

Ehrlich gesagt frage ich mich manchmal, ob andere Menschen wirklich so genau wissen, was damit gemeint ist, mit dieser Realität, mit der sie angeblich alle im Einklang leben. Ich für meinen Teil habe oft das Gefühl gehabt, dass sie etwas ist, das mir entwischt. Etwas, von dem ich zwar ab und zu gedacht habe, es nun endlich festzuhalten, das sich mir dann aber, als ich gerade siegreich jubeln wollte, wieder entzog. Flutsch, schon war es weg und leuchtete wieder verheißungsvoll in der Ferne, unerreichbar und mysteriös. In letzter Zeit nimmt dieses Gefühl zu. Ich habe manchmal den Eindruck, ich würde abdriften, wegschwimmen, ganz langsam und leise. Raus aus diesem Raum, weg vom Gemurmel und dem Licht und den Leuten, weit weg von meinem Mann, in eine andere Welt versinken, in der jede Verbindung zu dieser Realität und ihren Regeln gekappt ist. Mein Mann merkt das manchmal, und das ärgert ihn. »Du kannst nicht immer in deine Traumwelt abtauchen, so geht das einfach nicht«, sagt er dann, als wäre ich seine Schülerin und er tadelte mich.

Deshalb simuliere ich mittlerweile auch meistens. Ich tue so, als wäre ich wirklich anwesend, nicht nur körperlich, auch geistig. So als würden die Dinge, die ihm so am Herzen liegen, mich interessieren, als nähme ich diese Wirklichkeit und ihre Anforderungen an mich ebenso ernst wie er. Ich verhalte

mich, wie man sagt, normal, das scheint ihn sehr zu beruhigen.

Mein Mann ist Steuerberater, er arbeitet für schwerreiche Kunden, Leute, die so viel Geld haben, dass sie noch mehr davon wollen. Er umgibt sich den ganzen Tag mit Zahlen, Fakten und verzwickten Finanzgebilden. Logik, Analysen, all das ist absolut sein Ding. Für den kannibalistischen Hummer zum Beispiel hätte er jetzt sicher eine wunderbare Erklärung parat, denn mein Mann ist sehr klug, er weiß grundsätzlich sehr viel. Er würde mir ganz genau erklären, welche Hormone da im Spiel gewesen sein müssen, warum das Tier das getan hat und warum so, mit dieser Brutalität, warum hier, mitten in einem Hummerrestaurant. Er würde mich auslachen und mich mitleidig angucken, wenn ich andeuten würde, was ich langsam zu glauben beginne, nämlich, dass es vielleicht etwas zu bedeuten hat. Dass es ein Bild ist für etwas anderes, für die Menschen, für uns selbst, überhaupt, alles. »Du und deine Fantasien«, würde er sagen und sein Handy zücken, um seine Erklärung zu überprüfen: »Siehst du, ich habe recht.« Er würde selbstgerecht grinsen und mir irgendetwas vorlesen, das all dies hier haargenau beschreibt. Es wäre ermüdend, anstrengend, deshalb erzähle ich es ihm ja auch nicht. Dieses Spektakel gilt nur mir, niemand außer mir hat es gesehen. Ich bin überzeugt davon, dass es mir etwas sagen will. Nur was, verstehe ich noch nicht ganz.

»Es tut uns leid, Madame«, hatte der Mann am Telefon gesagt, »aber Sie wissen doch, es ist der erste offene Freitag seit Monaten, die Leute haben bereits vor Wochen reserviert und das sind die besten Plätze.« Natürlich. Vielleicht wäre an einer dieser Luken alles anders gewesen. Vielleicht hätten auch wir zu diesen Leuten gehört, die sich jetzt sanft über den Hand-

rücken streicheln und mit erfülltem Blick nach draußen sehen. Ich bewundere Leute, die das tun. Wenn sie so dasitzen und Tiefe simulieren und die Augen in die Ferne schweifen lassen, als würden sie gerade in einem warmen Gefühl baden, dann möchte ich applaudieren und ihnen gratulieren, aufstehen und ihnen die Hand schütteln und sagen, wirklich großartig, welch ein schauspielerisches Talent. Aber ich mache das natürlich nicht. Meinem Mann wäre das furchtbar peinlich. Trotzdem frage ich mich oft, was Menschen mit erfülltem Blick wirklich denken.

Diese Frau am Fenster zum Beispiel, deren Hand unter der eines eindeutig älteren Mannes liegt: Denkt sie gerade wirklich, wie schön es ist, wie wohl sie sich fühlt, wie richtig sich nun doch alles entwickelt hat und wie glücklich sie jetzt endlich sein darf? Oder kitzelt sie etwas Unbequemes in der Magengegend? Rolllt da hinter dieser angenehm aufgeräumten Erscheinung, diesen rot bemalten Lippen womöglich etwas anderes hoch? Eine Wut. Ein Hass. Auf ihn, dieses Restaurant, die Welt. Will sie vielleicht schreien oder ihm das Fischmesser in die Hand rammen, statt, wie sie es gerade tut, diesen pummeligen Daumen zu streicheln? Ich glaube, in ihrem Blick etwas zu erkennen, etwas Ersticktes, das sie wahrscheinlich nie hochlassen wird. Ich hoffe insgeheim, sie würde es doch tun. Ein Glas zerschmettern und es diesem Klops in die Gurgel stoßen. Sich die Bluse vom Leib reißen und die Brust aufkratzen, nur um ihn mal richtig zu erschrecken. Um ihm zu zeigen, wer sie wirklich ist. Dass da noch mehr ist. Ich wünsche mir manchmal, Leute würden so etwas tun, ausbrechen, wie mein Hummer. Aber Menschen verhalten sich so nicht.

Ich selbst, das gebe ich zu, fürchte seit einigen Wochen, ich könnte so etwas und noch viel Schlimmeres tun. Diese Angst

ist ganz plötzlich aufgetaucht. An einem ganz banalen Nachmittag, ohne besonderen Anlass. Ich stand in der Metro, wartete mit vielen anderen auf den einrollenden Zug, und auf einmal schien es mir, als würde mich etwas zum Gleis, direkt vor den Zug drücken. Ich musste mich richtig dagegen wehren, mich zurückstemmen, gegen dieses unsichtbare Gewicht. In den Tagen darauf passierte es immer wieder. Es war, als habe sich etwas in mir befreit. Ein Tier, das in mir herumkroch, ein scheußliches Wesen, das an meinen Eingeweiden zerrte und versuchte, meine Speiseröhre hochzuklettern, um sich endlich zu befreien.

Dieses Wesen will ausbrechen, das spüre ich. Irgendwann wird es ihm gelingen. Es wird mich mitreißen, mich ganz einnehmen und mich dazu bringen, Dinge zu tun, die ich eigentlich gar nicht tun will. Es hat schon damit begonnen, manchmal flüstert es mir ins Ohr, ganz leise, diskret, so dass ich manchmal nicht sicher bin, ob ich es mir vielleicht doch einbilde. Abends sperre ich meinen Balkon ab, weil ich glaube, ich könnte unter dem Einfluss dieser Fremden in mir nach draußen springen. Tagsüber mache ich einen großen Bogen um scharfe Messer. Ich sehe die Szene regelrecht vor mir: Ich sehe, wie ich Zwiebeln schneidend in der Küche stehe, wie das Radio die Nachrichten verkündet, wir plaudern noch locker, und auf einmal drehe ich mich wie unter Hypnose um und schiebe die Klinge tief in den Bauch meines Mannes hinein. Einfach so, ohne Grund. Diese Bilder verfolgen mich, es ist fürchterlich. Eine regelrechte Qual. Ich kämpfe gegen dieses Wesen an, doch das ermüdet mich langsam.

Vor kurzem habe ich meinem Mann davon erzählt. Ich habe es ganz vorsichtig gemacht, zögerlich, ich wollte ihn ja nicht

unnötig erschrecken. Aber ich habe den Eindruck gehabt, er habe nichts von dem eben Berichteten verstanden. Er hat mir etwas geistesabwesend versichert, meine Vorstellungskraft brenne wieder einmal mit mir durch, das sei doch gar nichts, ein reines Hirngespinnst, zumal die Vorstellung, eine so zarte Person wie ich, ein so fragiles Wesen könne gewalttätig sein, auf jemanden wie ihn losgehen, doch vollkommen lächerlich sei. »Komplett lachhaft, also wirklich, was du dir immer ausdenkst«, hat er gesagt und, um dies noch zu unterstreichen, einige Sekunden vor sich hin gegluckt: »Du wirst niemandem etwas zuleide tun, nie, dafür bist du doch viel zu lieb. So ein süßes, nettes Mädchen.« Er hat mir väterlich in die Wange gezwickt und daraufhin kichernd den Raum verlassen.

Solche Geschichten, derartige Ängste, gefallen ihm überhaupt nicht. Für ihn ist alles immer genau so, wie es zu sein scheint. Das gilt vor allem für mich. Ich bin ein liebes Kätzchen, sagt er, ein schüchternes freundliches Wesen, rein und gut. Rein vor allem, man sehe das doch schon allein an meinem Gesicht: diese niedliche Stupsnase, der volle zartrosa Mund, diese großen Augen und mein lockiges blondes Haar. Ich sei so etwas wie ein Engel. Natürlich. Eine andere Version meiner selbst, eine andere als seine eigene, gibt es in seinen Augen ihn nicht. Hat es schlichtweg nicht zu geben. Wenn ich ihm ab und zu das Gegenteil beweise, aus Versehen, wirklich, ohne böse Absicht, dann ekelt er sich vor mir und straft mich.

Wie an diesem Abend vor ein paar Tagen. Wir waren auf einen Cocktail bei Bekannten gewesen oder, besser gesagt, bei Kunden, es waren nur hochrangige Menschen anwesend, ältere Männer vor allem, Leute in faden Kostümen, und wie immer langweilte ich mich. Ich hatte mich auf dem Bal-

kon verkrochen, einem schmalen Streifen, von dem aus man den Eiffelturm sah, wenn man sich weit vorbeugte und darauf vertraute, dass einen nicht irgendeiner aus Unachtsamkeit schubste und in die Tiefe stürzte. Er funkelte wie Champagnerperlen in einer Schale, das beruhigte mich. Mein Mann schwirrte drinnen herum und unterhielt sich prächtig. Er plauderte gekonnt, mal hier, mal da, nickte diesem und jenem freundlich zu, wie sich das eben gehört. Er beglückwünschte die Gastgeberin zu diesem gelungenen Empfang, meinte, es sei so schön, endlich wieder unter Menschen zu sein. Ich fand das ehrlich gesagt überhaupt nicht.

Irgendwann kam er raus und meinte verärgert: »Die Leute fragen nach dir, du kannst dich hier nicht so verstecken, mit deinen Zigaretten und dem Wein und diesem bescheuerten Eiffelturm, das ist unhöflich.« So abseits der Party vor sich hin zu träumen sei unmöglich, so verhalte man sich nicht, behauptete er und riss mich am Ellbogen in den Raum hinein. Dann ließ er mich dort einfach stehen.

Um mich herum klammerten sich Männer an ihre Whiskeygläser und ihre E-Zigaretten und unterhielten sich. Sie überschütteten sich gegenseitig mit ihren jeweiligen Erfolgen, der Harmonie ihrer Familien in dieser schwierigen Zeit, sie lachten heimlich mit ihrem Auge, wenn einer doch mal widerwillig eine Flaute gestand, und versuchten sich insgesamt gegenseitig mit ihren Storys zu übertrumpfen. Auf einmal kam es mir vor, als würde ich allein in einem Raum voller kreischender Puppen stehen, es war ein entsetzliches Geräusch, genaue Worte vernahm ich nicht. Ich sah nur ihre Münder, diese kleinen Schlangenmäuler, in die sie ab und zu ein Petit Four stopften, ihre stechenden Augen, irgendwann verzogen sich ihre Gesichter zu Grimassen, lachenden Fratzen, ihre

Arme waren wie Fühler, die in alle Richtung ausschlugen, ich fürchtete mich.

Ich stand mit dem Rücken zur Bibliothek, direkt unter der weißen Marguerite-Duras-Reihe, genauer unter »Lol V. Stein«, und es schien mir, als kämen sie mir immer näher, als würden sie mich bald erdrücken, also packte ich einen Mann, der direkt vor mir stand, an den Haaren, zog fest daran, stieß seinen Kopf harsch zur Seite und rannte zur Tür. Mein Mann, mein lieber lieber Mann, der schämte sich. Er entschuldigte sich tausend Mal, erklärte, mir gehe es wirklich nicht gut, die Einsamkeit, all das mache mir zu schaffen.

Im Taxi ignorierte er mich einfach und meinte nur kalt: »Kannst du dich nicht einfach mal normal verhalten? Wie eine richtige Frau?« Danach vertiefte er sich wieder in sein Handy. Er wollte mir einfach nicht glauben, das dort etwas Schlimmes vor sich gegangen war, dass diese Leute schlecht waren und ich uns einen Gefallen getan hatte – ich hatte es doch mit meinen eigenen Augen gesehen. »So ein Schwachsinn«, meinte er, »ich glaube, du spinnst, du verlierst langsam den Verstand, das ist doch peinlich.«

Am nächsten Morgen hatte ich meine Story angesichts seines beharrlichen Unverständnisses geändert. Ich hatte ihn davon überzeugt, dass das alles nur ein Scherz gewesen war, ein missglückter Versuch, auf mich aufmerksam zu machen. Mal wieder. Offenbar leuchtete ihm das ein. Er wirkte erleichtert, befand aber trotzdem, wir müssten mal rauskommen, und so landeten wir schließlich hier, in diesem abgelegenen Dorf am Atlantik. »Die Ruhe wird dir guttun«, davon war er fest überzeugt. Neben der Realität ist die Ruhe nämlich seine Lösung für alles. Ruhig bleiben, in jeder Situation, das ist sein Motto. Er folgt dem sehr streng. So wie jetzt zum

Beispiel. Statt seine Wut und die Irritation herauszuschreien, statt alle Türen zu öffnen, zieht er eine Wand herunter und schweigt. Er schweigt so lange, bis alles erstickt ist, im Zweifel sogar wir selbst. Man müsse sein Leben so führen, dass alles ruhig verläuft, Intensität, zu viel Hoch und Runter, sei schädlich, so hatte er mir das zu Beginn unserer Beziehung einmal erklärt, und so fern es mir auch war, so sehr hatte es mich damals beeindruckt. Ich wünschte mir das, ich strebte es an, und er überzeugte mich davon überzeugt, dass auch ich diesen Zustand erreichen könne. Er läge quasi schon in mir, sagte er, ich müsse nur danach greifen.

Ich weiß heute, dass das nicht stimmt. Es war eine Lüge. Diese Ruhe ist nichts für mich, ich ertrage sie nicht, sie bedrückt mich. Ich möchte zukneifen, mich dagegen wehren, ich beherrsche die hochrollende Panik nicht. Er weiß das, das spüre ich. Er quält mich absichtlich.

Als der Kellner vorhin kam, hat er kurz gelächelt. Er hat so getan, als sei alles bestens, doch sobald der Herr sich umgedreht hatte, war mein Mann wieder erstarrt. Mein Verhalten sei für ihn schwer zu verdauen, hatte er vor einigen Tagen gesagt, seitdem ist er die meiste Zeit still. Sein Blick leer, hart und steinig.

Seinen Teller hat er noch nicht einmal angerührt, den Wein, den ich ausgesucht habe, findet er offenbar eklig. Er hockt da wie auf einem Besenstiel aufgespießt und schaut geradeaus durch mich hindurch an die hinter mir liegende Wand. Ich kenne diese Wand, sie ist mir beim Hereinkommen aufgefallen. Sie ist mit einer gelben Tapete mit wildem Muster beklebt, darüber hängen einige Teller. Es sind recht hübsche Teller, nicht die im traditionellen Stil. Sie sind blau und gelb und